

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 246.

Freitag, 21. Oktober

1927.

(10. Fortsetzung)

Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

Der Doktor hält eine Rede. Er nimmt einen Schlud, wischt sich mit einem gewissen gelbseidenen Taschentuch den Mund und dreht sich mißsam dem Stuhl nach der Richtung des Kameraden. Djodot erduldet die Ansprache mit abirrenden Augen. Er gerät über die Stuhllehne und demoliert sie bedächtig mit der Miene eines Mannes, der sich am Telephon Notizen macht.

„Du verzeihst, Verehrter, eine gewisse Zurückhaltung. Wie du begreifst, spricht man sich ungern Unbeteiligten gegenüber aus . . . Aber der Grad deines Desinteressament bürgt mir dafür, daß du mit einem Geständnis keinen Mißbrauch treibst. Du willst doch nicht, sollt' ich denken, die Schuld der Taktlosigkeit mit ins Grab nehmen. Ja, deine Auflösung naht! Du bist ein hoffnungsloser Phthisiker; also diene als Schallmuschel.“

„O!“ jagt Djodot. Seine wandernden Augen haben einen Gegenstand entdeckt und heften sich daran. Kehmerdill lächelt schlaun.

„Du betrachtest jetzt dies gelbe Taschentuch in meiner Hand. Deine Vermutung, es sei diskreter Herkunft, trifft fast zu. Es erübrigt sich aber, daß du das Objekt persönlich untersuchst. Bleib sitzen — sitzen!! — es ist schon wieder in meiner Tasche. Ein Damentaschentuch, wirst du dir jetzt sagen; eigenartig. Es duftet nach einer Dame. Stimmt. Es duftet nach einer gewissen Frau Erdbrint, mit Rufnamen Nora. Sie hat es mir geschenkt. Es ist ein Zauber.“

„Wie, bitte? Du zweifelst? Nun ja, ich habe renommiert. Die Dame hat mir noch nichts geschenkt, obwohl ich sie ungewöhnlich schätze. Sie ist sozusagen mein erstes Erlebnis. Diese Tatsache — meinst du nicht auch? — legt ihr gewisse Verpflichtungen, oder wollen wir sagen: Rücksichtnahmen auf! Es hätte also nichts geschadet, wenn sie's mir wirklich geschenkt hätte. Keinen Augenblick wäre ich verblüfft gewesen! Kassiert hätte ich's. Aber man muß ihr was zugute halten. Sie hat an eine Menge Sachen zu denken. Zum Beispiel an ihren Mann. Da wird sie zerstreut; neulich hat sie sogar aus lauter Zerstreutheit eine halbe Röhre Beronal geschluckt. Kann passieren . . . So hab' ich das Taschentuch einfach stibitzt, während sie ihren Dauerschlaf schlief.“

„O, o!“

„Ja, das sagst du . . . Nun siehst du, in menschlichen Sachen muß man nicht alles so auf die Wag-schale legen. Das verführt zur Spitzfindigkeit. Was ich sagen wollte — (neuer Schlud) — du warst mir bisher unsympathisch. Heute hast du mich bekehrt; du bist ja ziemlich verständnisvoll. Deine Besitzerin ver-darb mir den Geschmack an dir. Man machte zuviel Geschrei um deine Person, und ich bildete mir ein, du stecktest dahinter . . .“ Kehmerdill lacht kurz durch die Nase. „Zawohl! Du und dein Wohlergehen — das war wichtiger als ich.“ Halb ist er sich dabei bewußt, daß er diesmal ein wenig schwindelt. Denn Antja hat sich schließlich Mühe genug gegeben auf ihre ungehörte Art. Aber irgendwie muß man sich doch rechtfertigen!

Es ging doch so nicht weiter! Ein leerer Teetopf war sie mit verdorrtem, seellichem Bodensatz; Wenn man daran pochte, klang er hohl! Ein Kind war sie, nun ja; aber ein unbegabtes! Und das kann kein Mensch vertragen! Allzu lang hat er diese dicken Arme voller Goldspangen, diese trüg rollenden Augen, diese metallisch-monotone Sprache um sich erduldet!

Ist er brutal? Nein, er ist es nicht, er kann es nicht sein: ein Mensch, der solcher Leidenschaft fähig ist, wie soll der brutal sein? Hast er nicht das Brutale? . . . Seine Augen verschleiern sich.

Die Ansprache an Djodot ist längst verklungen. Der Doktor sitzt reglos und seine Lippen flüstern unhörbar, als formuliere er mühsam eine Vision. Ein großes Gespenst ist da, das Erdbrint gleicht. Und eine vollkommen liebenswerte, verwöhnte Frau, zierlich an Geist und Leib, tappt willenlos mit kleinen nachtwandlerschen Schritten in die Umarmung dieses Gespenstes hinein und in eine Buhlschaft, die Alpdruck ist und Selbstvernichtung.

Er steht kerzengerade auf. Schweiß bedeckt seine fahle Stirn. Als er gegen den Korbstuhl rennt, er-mannet er sich. Djodot, mittlerweile entschlummert, erwacht und turnt mit gellendem Schnattern über das Geländer.

Auch Mahil schreckt auf und starrt schlafblöde herüber. Als er seinen Herrn erblickt, kriecht etwas wie abergläubische Furcht in sein Auge.

Beichte.

„Höre mal, Roos —“ sagt Kehmerdill übers Telephon — „ich hätte jetzt gute Lust, ein wenig zu dir herauszukommen . . . Die Geschichte mit der alten Chinesin hat sich zur Zufriedenheit gelöst.“

„Du hast sie operiert?“ — Wie angenehm, dies gedehnt gemütlische Holländisch wieder zu hören!

„Nein, ich habe sie zu Hendrikk de Kuyter geschickt, in die Stovia; der verständigt sich besser mit ihr. Ich bin Arzt. Hendrikk kann aber zaubern.“

„Warum lachst du? — Gewiß wird er zaubern! Ich kenne meine Indos.“

„Du holst mich ab, Roos? Ich komme mit dem Zwei-Uhr-Zug.“

Auf der Plattform im Buitenzorg steht die große, makellose Gestalt des Freundes, eine Ledermappe unter dem Arm. Vom Kopf zum Fuß Beamter der „Secretarie“ der weiß, was er seiner Stellung schuldet.

Ohne ein Wort zu sprechen, nimmt er Kehmerdill am Arm und bugsiert ihn in das wartende Auto hinein. Er benimmt sich etwas eigentümlich, dieser korrekte Roos; er sagt nicht hü und nicht hott; er schweigt einfach.

Kehmerdill ist es zufrieden.

Das Auto läßt die weite schmiedeeisern umfriedete Bielenefahrt, die sich vor dem Palast des „G. G.“ (Gouverneur Generaal) breitet, an der nächsten Kurve hinter sich. Der jaubere Park entfaltet sich mit grasendem Damwild unter pappelartigen Bäumen und

schließt sich wie ein zusammenklappender Fächer — so schnell geht die Fahrt. Sie sausen in jenem schwebend jederndem Tempo, das ein guter „Fiat“ gestattet, die Hauptstraße hinunter, dem Gitter des botanischen Gartens entlang; Bambus und Baumfarn, durchbrochen von herrlich hervorgewölbteten Treackholz- und Mahagonistämmen säumen den Weg zur Linken, bis das Auto mit einem Ruck vor dem Haupttor hält.

Koos winkt seinem Freund schnell und unauffällig auszustiegen, da er gegenüber an den Limonadetischen des Lolo Kiffers gewisse Leute entdeckt hat. Seine Furcht ist aber überflüssig, weil die Blumenkübel an der kleinen Terrasse im Wege stehen.

Koos zieht Rehmerdill in den Eingang hinein und sie schlagen sich gleich rechts in die Bambusbüsche. Sie folgen einem kleinen Pfad, der in die Schaftbündel hineingehackt ist. Schon schwanken die Lanzen spitzen der Blätter in Schulterhöhe. Die Sonne malt Runen auf den Weg; ihr uraltes Palimpsest. Hoch oben wütet sie in kleinen Gassen von Weißblau.

Hier ist man wie in einem Kraal, denn die runden, knotig beringten Röhren, diese Orgelpfeifen täglicher Gewitter, umrahmen das Fleckchen wie ein Fallsadenzaun. Stumpf knirschend reiben sie sich aneinander. Mitten auf der Lichtung spielt ein grüngesprenkelter Schwalbenschwanz.

Im Schatten liegt ein niedergebrogener Stamm wie ein gelbladiertes Kanalrohr. Koos seht sich und Rehmerdill nimmt neben ihm Platz.

Koos spuckt nach dem Schmetterling und stopft sich seine Pfeife. Und als sich der bläuliche Tabakrauch langsam in der stagnierenden Luft verbreitet hat, bricht er das Schweigen.

„Gottverdammich“, sagt er. Seine Aktentasche hat er neben sich geschleudert; seine korrekte Haltung ist gelodert; er sitzt gelöst, perlenden Schweiß im geröteten Gesicht, Hände in den Hosentaschen und flucht. Es war diplomatisch von dir, daß du nicht gleich mitgekommen bist. Wie die Sache liegt, traf es sich künstig, daß du selber anreißt. Deine Ausspannung ist ja ohnehin vorbereitet . . . Bei denen dort.“

Er weist mit der Pfeife nach der Straße hin. Man merkt, es fällt ihm schwer, sich deutlich auszusprechen.

„Du gestellst dich jetzt ganz zufällig zu uns, wie? Du trollst dich herzu . . . Das macht sich am besten. Du kannst dann selbst sehen, wie die Sache steht.“

„Wie die Sache steht? — Was meinst du damit?“ Rehmerdill steht auf. „Abgesehen vom nackten Gewicht kann man sich diesem Erdrink kaum unterlegen fühlen. Du am wenigsten!“

Koos lacht trocken. „So sieht es aus. Geistig hat er einem nichts entgegenzusetzen. Aber wenn es je ein primitives Vieh gab, so ist es dieser Mann. Ich will deinen Landsleuten nicht nahetreten . . .“

Rehmerdills Gesicht läuft purpurn an. „Eure Mastbürger sind auch keine Edeltypen!“

„So schlimm wars nicht gemeint“, ruft Koos, fast erschrocken. „Dadurch aber, daß unsympathische Menschen vereinzelt sind, werden sie nicht sympathischer.“

„Aussehen konnte ich ihn ja von vornherein nicht; das habe ich dir angesehen, schon im „Des Indes“ . . . Daß er dir aber so erzafatal ist, muß doch einen besonderen Grund haben. Sonst lassen dich Leute kalt, die dir nichts bedeuten.“

„Er bedeutet mir auch nichts. Er nicht.“

„Aha“, sagt Rehmerdill. „Er nicht.“

Er blickt abwesend drein mit dem etwas ältlichen Kopfwiegen, was er manchmal hat. „Merkwürdig, wie unser Geschmack sich begegnet.“

„Ich will beiseite nicht gesagt haben, daß sie mein Fall ist, obwohl ich sie sehr reizvoll finde . . .“

„Ganz richtig. Sehr reizvoll. Doch du bist meiner Frage ausgebogen. Ich meinte, ob was Bestimmtes passiert ist, das ihn dir so verehelt hat.“

„Allerdings.“ Heyermans steht den Doktor von der Seite an. Er pfeift und bemäntelt damit seine Niederlage vor dem Problem, etwas erzählen zu müssen, was seiner biedereren, prächtig gebügelten und gestärkten Seele stark gegen den Strich geht.

Bestleicht hat er geplant, eine dramatische Schilde-

lung des Vorkommnisses auf Tjotopo zu entwerfen, bei der man unter Unbeteiligten wohl ein derbes Wort verträgt. Doch dieser Doktor ist zu beteiligt. So will es ihm nicht über die Zunge; außerdem behindert ihn bei seinem trockenen, kaufmännischen Idiom Mangel an Ausdrucksmitteln für jenen tollen Fall, der ihm vor-schwebt. Rehmerdill sieht ihn an, mit dürrem Hunger im Blick.

„Sag mal, Koos: hat sie nach mir gefragt?“

„Ich habe natürlich nicht aus der Schule geschwätzt“, jagt Koos. „Ich kann dir die Versicherung geben, daß sie sich was aus dir macht. Wenn das irgendwie gegen-seitig ist, so wirst du wohl bald genug über Erdrink Bescheid wissen. Das heißt: die Gelegenheit wirst du nicht nehmen, sondern sie wird sich dir ganz zwanglos präsentieren. Genau wie mir. Er gibt sich sehr natür-lich. Beinahe wie ein Russe.“ — Er lacht sonnig.

„Koos!!“

„Sitzen geblieben, Doktor; was echauffierst du dich. Gottverdammich, das ist zum Lachen. Du bist mein Freund und kannst den Mund halten. Alle Welt nimmt sich Provision. Unser Salär ist nicht gerade er-schütternd. Ich werde furchtbar angehaucht und kriege ein paar Sprossen auf meiner Leiber hinunter, wenn es bekannt wird, daß auch ich den Export meiden will; aber, was ein Chinese kann, kann ich auch und habe doch gerade für Tjotopo diese Prachtbestellung ver-mittelt . . . Meine Kollegen sind ja auch nicht gerade unbegabt darin, aus der Kolonialkarriere einen sorgen-freien Ofensitz herauszubrüden. Nun, da nimmt man, was einem zugeschwommen kommt. Schließlich hat man doch der Wirtschaft des Landes einen Dienst erwiesen . . . Also Mijnheer Erdrink und ich klappen uns auf die Schultern, das kannst du glauben; er hält mich für einen Naturmenschen, naiv, schlicht und habgierig, und hat keine Angst wegen seiner Frau . . . Gut für dich. Blendend für dich. Denn darin hat er recht: in bezug auf Mevrouw habe ich Scheuklappen.“

„Mir ganz angenehm.“

„Daß du ein ganz temperamentloser Fisch bist, das weiß er schon und das gestiel ihm sehr. Ha! Arzt in Indien, das ist so etwas wie Zugochse, sage ich. (Bei Erdrink fallen mir immer landwirtschaftliche Vergleiche ein.) Das hat ihn schon sehr beruhigt. Wenn du nach Buitenzorg kämst, so wäre es ausschließlich meiner-wegen; du erholtest dich immer am besten in meiner Gesellschaft. — Ob die damalige Hoteleinladung für dich etwas Besonderes gewesen wäre? — Du lieber Gott, Mijnheer Erdrink, sage ich, es gehört zu seinen Lieblingsgewohnheiten, daß er ab und zu ein paar Leute aufliest. Dabei hat er vielleicht einen Voyeur-späß . . . Voyeurs, sagt er drauf, sind aber nicht so — aktiv bei der Sache. Ach, sage ich, Sie meinen, weil er ein paarmal getanzt hat. Das tut er aus Höflichkeit, und innerlich flucht er. So, sagt er und lacht, na ja, war nett von ihm. — Damit war die Sache erledigt.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Spiel.

Stimme von Hans Waldau.

Den Fels fest zusammensiehend, trat Margot Blak aus dem hellen Saal, der von Rufft und tanzenden Paaren er-füllt war, in die Winternacht. Schwarz stiegen hinter den Häusern die Silhouetten der Berge auf, aber das Mondlicht glitt über die Kämme, daß der Schnee ausleuchtete, und die Luft war so klar, daß man alle Runzeln in dem Antlitz der verwitterten Steinriesen zu erkennen vermeinte.

„Wieder ist ein Tag vorbei“, sagte eine dunkle Stimme neben der eleganten Frau. Sie aber wandte nicht den Kopf und sprach nur leise: „Es muß schön dort oben sein!“

Ihr Begleiter lächelte. „Eine neue Laune? Gnädige Frau, die Berge haben keine Teppiche, und Schnee und Geröll sind kein Spielzeug.“

Kaum merklich verzogen sich ihre Lippen. „Gut, nennen Sie eine Laune. Freuen Sie sich, wenn Sie sie teilen dürfen? Wir werden morgen Schneeschuhe statt der Ball-schuhe tragen.“

Der Mann beugte sich tief über die dargebotene Hand. „Ich warne Sie um Throtwülen. Daß ich selbst für jede Stunde mit Ihnen dankbar bin, wissen Sie.“

Und er sah lange der hohen Gestalt nach, die im Torbogen des benachbarten Hotels verschwand.

Und es war auch nicht mehr als eine Laune, daß Margot Blah, die seit einigen Tagen in dem Wintersportplatz weilte und mit scheinbarer Gleichgültigkeit zusah, wie der Kreis ihrer Bewunderer immer größer wurde, eine Stiefahrt auf die Berge machen wollte — ähnlich, wie man sich an irgendeinem Morgen entschließt, ein neues Buch zu lesen oder, statt eine Stunde zu rodeln, dem neuen Geiger in der Konditorei zuzuhören. Laune und Spiel waren der Ursprung all ihrer Gedanken, entwidelt aus Reichtum und maßlosem Bewußtsein, müde geworden und immer wieder aufgestachelt durch Übersättigung und Nachgiebigkeit der anderen. Wenn sie tanzte, war sie bisweilen ein ganz unbefangenes und sorgloses Mädchen, um schon in der nächsten Stunde durch Abwehr oder seltsame Einfälle dem Gefährten des Abends wunderbarlich zu erscheinen. Sie war selbst erstaunt darüber, daß Harry Salten, einer von den Unbekannten, die ihr Leben nach eigenem Empfinden zu leben schienen, trotz allem ihr ergeben blieb, ein wenig traurig lächelnd, wenn ihm eine Hoffnung entflatterte, und schon wieder bereit, auf einen Wink der schönen Frau ihr zur Seite zu stehen, wenn es galt, Neues für den nächsten Tag zu ersinnen. Ein liebenswürdiger Gefährte, ein Spielzeug, das neugierig machte und das man im geeigneten Moment zerbrechen würde — so dachte Margot Blah, wenn sie die heimlichen Besuche des Mannes las.

Harry Salten wunderte sich nicht wenig über seine schöne Begleiterin, als sie am andern Morgen auf ihren Skiern über die Schneeflächen glitt. Sie waren schon mehrere Stunden gestiegen, ohne daß Margot ein Zeichen von Müdigkeit verriet. Es war, als wolle sie alle aufgespeicherte Unruhe ausströmen lassen und als triebe sie ein seltsames Gefühl der Losgelöstheit von dem Weltstadttreiben des Badeortes immer höher hinauf. Irgendwo machten sie Rast. Dann schritten sie weiter.

Einmal sah Margot sich fragend nach dem Manne um. Sie standen plötzlich in Nebel. Schnee fiel. „Weiter, weiter“, drängte Salten, „irgendwo in der Nähe hier ist eine Hütte!“

Ein plötzlicher Gedanke ging Margot durch den Kopf. Sollte dieser von ihr selbst gewählte Ausflug mit einem Zusammenstoß hinter verschlossener Tür enden? Sollte sie jetzt, bürgerlich und trivial, den Mann Sieger werden lassen, weil es angeblich keinen anderen Ausweg gab, weil der Schnee sie zwang, in den nächsten Unterschlupf sich zu retten, wenn man nicht in Schnee und Nebel umkommen wollte? Und, wenn andere der Zufall ebenfalls zu der Hütte führte, sollten sie unten im Kurhaus erzählen: die schöne Frau Margot sah dort oben in guter Gesellschaft.

Und mit einer Stimme, daß den Mann ein Frösteln überfiel, sagte sie: „Ich danke Ihnen, lieber Freund, für die Begleitung. Hier bin ich geschützt. Vielleicht schicken Sie mir später einen Führer herauf, der mich abholt.“

Der Mann schaute sie verständnislos an. „Wie meinen Sie das?“

Da durchströmte sie das Gefühl der Überlegenheit. „Nun, Sie fahren doch wieder zu Tal? Oder glauben Sie, ich würde allein mit Ihnen hier zusammen bleiben?“

Allerdings, das glaubte ich, denn jedes Kind weiß, wie gefährlich es ist, im Schneetreiben unterwegs zu sein.“

Kann etwas für Sie gefährlich sein, wenn es gilt, den Ruf einer Frau zu bewahren? Gehen Sie — Sie dürfen sich auf unser Wiedersehen freuen.“

Einen Augenblick schien es, als wollte Salten ihr noch etwas sagen. Dann wandte er sich hastig um, fühlte noch das unbarmherzige, kalte Lächeln in seinem Nacken.

Margot aber trat durch die niedrige Tür in die Hütte, zufrieden und ein wenig bang — war der Schneefall vorüber, würde es leicht für sie sein, ins Tal zu fahren — in einer Stunde vielleicht oder zwei.

Es schneite bis zum Einbruch der Dunkelheit. Das Donnern der Lawinen schreckte in der Nacht die Bewohner des Badeortes aus dem Schlafe. Bergsteiger, die am andern Morgen unterwegs waren, fanden in der kleinen Hütte eine in Angst und Frost erstarrte Frau. Ihre Hände waren von mühseligen Versuchen, ein Feuer anzuzünden, geschwärt, dunkle Schatten lagen um ihre Augen, vom Warten und Wachen. Mit Mühe brachte man sie zu Tal, wo sie im Hotel verwundert angefaßt wurde. Fragen stürmten auf sie ein, die sie nicht verstand: Wann sie denn fortgegangen sei, da sie doch am Nachmittag noch Besuch empfangen habe?

In ihrem Zimmer sank sie wie gelähmt auf das Bett. Und dort fand sie einen Brief mit den steifen Zügen, die sie schon lange kannte: „Liebe, stolze Frau! Daß Sie mich fortschickten, war wenig freundlich, gehörte aber wohl zu Ihrem klug erdachten Spiel. Aber daß ich Sie ein wenig lange warten ließ, gehörte zu meinem Spiel, zu dem ich nicht weniger berechtigt war als Sie. Denn wie hätte ich sonst Zeit finden können, die Ihrem so schlecht verschlossenen

Zimmer anvertrauten Schmucksachen in meinem Gepäck bergen und den Abendszug zu erreichen? Nicht böse sein, daß ich Sie der Mühe für die Entlohnung meiner Dienste enthoben habe. Vielleicht werden Sie nun noch klüger werden, vielleicht erkennen Sie nun auch, daß es eine Grenze gibt, wo ein wenig Vernunft und Gefühl noch mehr Freude bringen, als alle bunten Launen, über die ich nur lachte.“

Sie rief nicht nach dem Birt, nach keinem, als sie vor den leeren Schachteln und Fächern stand. Sie murmelte immer nur das eine Wort „Verloren“ und wunderte sich, daß sie es ohne Empörung und Haß denken konnte — und sie hat niemanden erzählt, was ihr geschehen war.

Welt u. Wissen

Tiere als Freunde und Gegner des Rauchens. Es gibt unter den Tieren nicht nur Gegner des Rauchens, wie zum Beispiel Hunde und Mädel, sondern es gibt auch unter ihnen eine große Anzahl von leidenschaftlichen Freunden des Rauchens. Jeder wird schon die Erfahrung gemacht haben, daß sich ein Hund angeekelt abwendet, wenn man ihn mit dem Rauch einer Zigarette oder Zigarre anbläst, ja, sich sogar bis in die äußerste Ecke verkriecht, um dem ihm widerlichen Geruch zu entgehen. Das gleiche gilt von den meisten Katzen, die gleichfalls keine Freunde des Rauchens sind, wenn es auch hin und wieder vorkommt, daß Katzen sich sehr an den Rauch von Zigarren und Zigaretten gewöhnen. Andere Tiere dagegen wiederum sind so weit begeisterte Freunde des Tabaks, daß sie nicht nur den Rauch vertragen, sondern auch, wie zum Beispiel sehr viele Affen, selbst leidenschaftliche Raucher sind oder den Tabak auf eine Weise zu sich nehmen, die der Mensch meist verpönt, nämlich indem sie ihn essen. Es gibt eine große Anzahl von Tieren, für die Tabak in jeder Form, sei es als Zigarettabak, als Zigarettenabak oder als Pfeifentabak, ja sogar auch als Schnupftabak als Delikatessen behandeln und ihn mit großem Behagen verzehren. Professor Paul Meyerheim, einer der hervorragendsten Tiermaler und Kenner der Tierseele, hat besonders über das Verhältnis der Tiere zum Tabak im Zoologischen Garten zu Berlin eingehende Studien gemacht, während er die Tiere als Modelle für seine Bilder benutzte. Er hat sich über diese Untersuchungen vor kurzer Zeit in sehr amüsanten Weise geäußert, was seine Modelle im Zoologischen Garten über das Rauchen denken: „Da sind zunächst die gemeinen braunen Bären wahre Enthusiasten. Bläst man ihnen Tabakdampf gegen das Gitter, so kommen sie alle und reiben sich Rücken und Kopf mit Inbrunst gegen den Teil des Gitters, wo der Rauch durchsog. Es ist dies ein äußerst amüsantes Schauspiel. Einem Löwen schüttete ich, als er schlief, einmal mit einem Modellierholz eine tüchtige Prise in das Nasenloch. Er richtete sich auf, nieste tüchtig und legte sich wieder auf die Seite. Alle Ziegen, Stiere, Lamas usw. fressen leidenschaftlich gern Schnupftabak und Zigarren. Ein sehr böses Guanaco (wildes Lamm) hatte ich mir dadurch zum Freunde gemacht, daß ich es öfter mit Schnupftabak fütterte. Einige Soldaten, die es später in meiner Gegenwart reizten und die von oben bis unten bespußt wurden, äußerten lachend: „Donnerwetter, stinkt der nach Schnupftabak.“ Auch große Paviane saugen den Tabakdampf begierig ein.“

Reise u. Verkehr

Der Königstuhl bei Rhens wechselt noch einmal seinen Platz. Nachdem der alte historische Königstuhl bei Rhens am Rhein schon zweimal seinen Standort gewechselt hat, soll er nun noch ein drittes Mal und diesmal endgültig verlegt werden. Er erhält seinen Stand auf der Bergeshöhe, wo er weit ins Land hinein sichtbar ist. Die erforderlichen Mittel werden durch eine Lotterie aufgebracht, deren Veranlassung der Oberpräsident bereits genehmigt hat. Die Verlegung soll im Frühjahr 1928 erfolgen.

In der Eifel bildet sich ein neues Meer. In der Nähe des Laacher Sees, zwischen den Ortschaften Obermendig und Ettringen, kann man zurzeit das seltene Naturschauspiel der Bildung eines neuen Eifelsees beobachten. In einer ausgedehnten Mulde, deren Grund aus Ton besteht, ist durch den Zusammenfluß alter Wasseradern ein See entstanden, dessen Wasserspiegel ständig steigt. Nach Aussagen von Fachleuten soll es sich nicht um eine vorübergehende Erscheinung handeln, sondern, da sie von unterirdischen Adern gespeist wird, um eine Seebildung, die dauernd bestehen bleibt.

* „Die goldenen Berge“. Roman. Von Clara Viebig. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Mit ihrem neuen Roman kehrt Clara Viebig in ihre Heimat zurück, ins Moselland. Der Daseinstampf des deutschen Winzers ist das Thema von Clara Viebig's Roman. In tiefster Seele treu hat sie das Schicksal ihrer Heimat empfunden und in ihrem Roman „Die goldenen Berge“ ein Buch geschrieben, das alle angeht, die ein Herz haben für deutsches Land und deutsches Volk. Es bleibt uns keine Not erspart, die den Winzer betreffen kann. Aber — und das ist das Große, das Erhebende ihrer Dichtung — wir werden trotzdem nicht gequält und in graues Elend gestochen. Immer wieder leuchtet und wärmt die Sonne über Bergen und Menschen. Die Trauben reifen, und ein neues Geschlecht wächst heran, das wie das alte fest in dem geliebten spröden Boden wurzelt. Neben der überwältigenden Schilderung der Landschaft sind es wieder die Menschen der Viebig, die den Leser paden. Unvergänglich prägen sie sich ein, diese Männer, die an ihren Bergen hängen und nirgendwo glücklich sein können als in der Heimat. Geduldig in Schicksalsschlägen, lassen sie sich nicht ermüden, auch wenn die Arbeit vergeblich scheint. Dankbar für jeden Sonnenstrahl öffnen sie ihr Herz harmlosen Freuden, denn die Erde, die den Wein wachsen läßt, verdient, daß man auf ihr fröhlich ist. Clara Viebig's Roman läßt Liebe zum Land, in dem unsere Reben wachsen, Liebe zu den Menschen, die sie bauen und pflegen.

* Rudolf G. Binding: „Reitvorschrift für eine Geliebte“ (Verlag Rütten u. Loening, Frankfurt am Main). Ein einzigartiges Buch. Der Dichter versteht auch hier, die Mittel seiner gepflegten, kostbar siskellierten Stilkunst sieghaft ins Treffen zu führen. Alltägliches wird von einem poetischen Zauber umwoben; der künstlerische Mensch sieht in dem Reiten eine hohe und edle Kunst, er deutet überaus fein die Empfindsamkeit des Rassepferdes für Wesensart und Stimmung des Menschen. Geist und Wille herrscht über die Kraft des Tieres, aber Anmut und Schönheit allein erringen erst die wahre Meisterschaft. Des Pferdes Wesen spiegelt des Reiters Bild, Mensch und Tier in vollendeter Einheit ergeben das Ideal gegenüber einem handwerklich zu erlernenden reiterlichen Können. Die kurzen Abschnitte des Buches sind etwas wie eine künstlerisch-poetische Reitschule, erfüllt von einem feinen, spürbaren Geiste, obwohl die Begrenztheit des Themas mitunter eine leichte Monotonie nicht ganz vermeiden läßt.

* Max Brod: „Die Frau nach der man sich sehnt“ (Roman (Paul Schönanh Verlag, Wien IV)). Die große suggestive Wirkung, die von diesem neuen Roman Max Brod ausgeht, liegt in der Einfachheit, Herzlichkeit und Unmittelbarkeit, mit der hier ein leidenschaftlicher Mensch erzählt, was ihm zum Schicksal geworden ist. Ferne von aller Manier durchdrungen dieses Buch in der stillen Intensität seines Erlebens die ewigen Rätsel der Beziehung zwischen Mann und Frau. Als Hintergrund präsentieren sich abwechselnd die idyllische Landschaft und die modernen Großstädte Paris, Berlin, Rom mit dem Tempo ihres in grandioser Farbigkeit gefahrenen Lebens. Im Mittelpunkt steht die Gestalt eines Mannes, der nach zwei nicht in die Tiefe gehenden Erlebnissen mit Frauen von einer sein ganzes Wesen erfassenden Passion erfüllt wird, die jenseits der bloßen Sinnlichkeit oder einer bloß geistigen Freundschaft das Höchste bedeutet, das ein Mensch an Liebe erleben kann. Diese Höchstspannung des Gefühles, dieses aus Neuester gestellte Glied, wird von der Welt nüchterner Tatsachen, die den Helden umgibt, nicht geduldet. Er will das Unmögliche festhalten; es ist ein in seiner Innigkeit erschütternder Kampf um die Seele der Geliebten, der nach aufwühlenden Erlebnissen zur unabwendbaren Katastrophe treibt. Diese Katastrophe aber wird von ihm nicht als endgültige Vernichtung empfunden, er klammert sich an die „Glückstage“, er hat ihnen Beruf, Familie, Ehre, alles geopfert und weiß dennoch, daß sein Leben durch die Unbedingtheit seiner Liebe eine Bedeutung erhalten hat, die mit nichts vergleichbar ist. Liebe als Diesseitswunder leuchtet als unverkennbares Erkenntnis aus all den Wirrnissen und Leiden, durch die uns ein Dichter erschütternd geführt hat.

* „Marceline Desbordes-Valmore“. Ein Lebensbild von Stefan Zweig. (Insel-Verlag zu Leipzig.) Eine Frau, die die Franzosen als ihre größte Dichterin bezeichneten, sowie ihr tragischer Lebenslauf werden nach einer Zeit langer ungerechter Gleichgültigkeit in diesem Buche lebendig. Ihr Leben ist einer von den Romanen, die keine

dichterische Phantasie zu erfinden vermag, es ist eine Folge von Schicksalen, aus denen sie die Süße der Liebe und Mutterschaft saugt, um durch sie mit unendlichem Leid beladen zu werden; tragbar nur, indem sie die Klage tönend macht durch ewige Musik. Man muß die Schilderung des Lebens dieser Frau, das sich auf dem schwankenden Boden einer Schaupielerexistenz abspielt, diese vollendeten Gedichte, diese erschütternden Briefe selbst lesen, um die Größe der heroischen Tragödie, die sich vor uns auftut, begreifen zu können.

* Karl Hans Strobl: „Erasmus mit der Wünschelrute“. Roman. (L. Staackmann, Verlag, Leipzig.) Dieser neue Roman ist ein Buch vom deutschen Idealisten, der an seinem Volke irre geworden ist und erst durch eine Reihe von Erlebnissen hindurch muß, um seinen Glauben an die unzerstörbaren Mächte der deutschen Seele wiederzugewinnen. Trotz dieses ernstesten Grundgedankens sind die Menschen, Dinge und Begebenheiten nicht mit schwarzgalliger Verdrossenheit angesehen, sondern mit erlösender Heiterkeit, mit liebevollem Verstehen und gütiger Umfassung auch des Skurrillen und Verschrobenern deutscher Art. Die Wünschelrute des Erasmus wird zum Symbol innerer Heiterkeit, die ihn trotz schmerzlicher Erlebnisse auf seinem Weg begleitet.

* Robert Griggs: „Das Tal der zehntausend Dämpfe“ (F. A. Brockhaus, Leipzig.) Professor Griggs gibt in seinem Buch „Das Tal der zehntausend Dämpfe“ die „gedankliche Rekonstruktion“ eines Ereignisses, das sich wirklich zugetragen hat. Es handelt sich um eine der größten geologischen Vulkankatastrophen, den Ausbruch des Katmai auf Alaska. Fünf Expeditionen, die von der (merikanischen National Society entsandt wurden, haben unter Führung von Professor Griggs den Ausbruch untersucht. Das Schöne an ihnen für die Wissenschaft einzigartig ausschließlichen Arbeiten ist, daß sie nicht allein für den Fachgelehrten interessant sind, sondern jeden denkenden Menschen zu paden vermögen, weil sie in klarster gemeinverständlicher Form geschildert und warmen Herzens vorgetragen werden und weil es bei ihnen an Abenteuer und Abwechslung aller Art nicht fehlt — wenn der Boden unter den Füßen der Forscher zu brechen droht, wenn sich Abgründe hart vor ihnen öffnen, heiße Dämpfe ihre Sinne zu umnebeln drohen, Triebhand ihre Glieder in die Tiefe zieht, reißende Wasser über ihnen zusammenschlagen oder der Katmai-Bär, der größte der Welt, die ungenügend Bewaffneten angreift. Auf einem „kleinen Erkundungs-Spaziergang“ entdeckt Professor Griggs das Tal, von dem wir in Europa unbegreiflicherweise bisher fast nichts gehört haben. Es ist bei dem Ausbruch des Katmai entstanden. Der von einer heißen vulkanischen Aschenschicht bedeckte Boden des weiten Tals ist auf einer Fläche von hundert- und dreißig Geviertkilometern überall geborsten. Nicht zehntausende Millionen von Zumarosen jeder Größe und Temperatur entströmen dem Schmelzfluß in der Tiefe. Sie gaben diesem neuen Weltwunder den Namen: „Tal der zehntausend Dämpfe“, und der Präsident der Vereinigten Staaten erklärte es zum zweiten Nationalpark! Es sind Pläne im Gange, das „Tal“ durch Eisenbahnen, Schifffahrts- und Auto-Linien der ganzen Welt zu erschließen.

* „Weltstimmen“, die schönsten Weltbücher in Amerika. Monatlich ein Heft mit spannen-klaren Amrissen von sechs bis acht modernen Werken und mit vielen guten Bildern. (Franz'sche Verlagshandlung, Stuttgart.) Wir konnten schon früher einmal auf dieses literarische Unternehmen der Franz'schen Verlagshandlung in Stuttgart hinweisen und tun es gerne wieder, denn inzwischen sind die Hefte 3-6 erschienen, die durchaus die Hoffnungen rechtfertigen, die man nach Erscheinen der beiden ersten Nummern auf dieses Werk gesetzt hat: Werbung für und Führung durch die große vielgestaltige moderne Buchwelt in spannen-der, klarer, unterhaltbarer Form. Durch fein ausgearbeitete, straffe Amrisse werden Werke erster Dichter, Dramatiker, Romanciers, Forscher und Staatsmänner analysiert. Zeichnungen, seltene und neue Porträts und Bühnenbilder helfen den Eindruck abrunden und verstärken.

* „Im Bernsteinwald“ Von Wilhelm Bölsche. Mit Abbildungen und einem farbigen Umschlagbild. (Stuttgart, Kosmos, Franz'sche Verlagshandlung.) Als die Dattelpalme an der Ostsee wuchs, und als die Magnolie noch als wildes Naturkind in unsern Wäldern blühte, das ist die Zeit, in die uns das neueste Kosmosbändchen von Wilhelm Bölsche „Im Bernsteinwald“ führt. Es ist ungemein reizvoll, der auf die langjährigen Forschungen des Spezialisten gestützten Darstellung Bölsches zu folgen, der hier wieder seine meisterhafte Kunst bewährt, indem er uns ein anschauliches, lebensvolles Bild einer vorgeschichtlichen Periode vorführt.